

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

NIKKI MARMERY

MEIN NAME IST
LILITH

ROMAN

Aus dem Englischen
von Sabine Herting



| FISCHER



Erschienen bei FISCHER

Die englische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»Lilith« bei Legend Press, London.

© Nikki Marmery 2023

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2024 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von
§ 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Landkarten: Gudrun Jobst | www.yotedesign.com

Vignetten: Designed by Alvaro_Cabrera / Freepik

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-949465-11-6

TEIL EINS

DAS PARADIES



4004 v. Chr.

Dann sprach Gott, der Herr:
Seht, der Mensch ist geworden wie wir;
er erkennt Gut und Böse.
Dass er jetzt nicht die Hand ausstreckt,
auch vom Baum des Lebens nimmt,
davon isst und ewig lebt!
Gott, der Herr,
schickte ihn aus dem Garten Eden weg,
damit er den Ackerboden bestellte,
von dem er genommen war.
Er vertrieb den Menschen
und stellte östlich des Gartens von Eden
die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert,
damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten.
Genesis 3,22–24

IM ANFANG

ANFANGS LIEBTE ICH IHN. WIE SCHÖN er in jenen Tagen war.

Dort stand er: die Beine breit in die satte Erde unseres Paradieses gestemmt. Die Hände auf den Hüften, seine muskulösen Arme fest und gewölbt wie ein junger Feigenbaum. Das Haar fiel ihm glänzend wie Rabenfedern auf die Schultern, seine dunklen Augen lockten.

Sein betörend modriger Geruch riss mir den Boden unter den Füßen weg. Er machte mich ganz flattrig.

Und vermutlich ich ihn.

Anfangs.

Wann begann es? Es schien aus dem Nichts gekommen zu sein. Doch heute erkenne ich die Anzeichen; ich habe sie weggeschoben wie Kräuselwellen auf einem Teich, die sie weit von mir forttrugen, als wären sie damit gebannt. Wie dumm ich doch war! Wie konnte ich denn nicht wissen, dass sie hundertfach zurückbranden würden!

Plötzlich hatte er Ideen.

Er beobachtete, wie ich die Getreidefelder mit dem Regen wässerte, den ich aufgefangen hatte und der ergiebig und ausreichend war. Er sagte: »Wenn wir hier graben, können wir das Grundwasser kanalisieren. Dann müssen wir nicht mehr auf Regen warten. Wir leiten das Wasser zu dem Weizenfeld und beherrschen es. Ich werde es Bewässerung nennen, und es wird gut sein.«

Als ich eines Tages den Boden bestellte, sagte er: »Das Hacken geht viel zu langsam. Wir hängen einen gebogenen, an-

gespitzten Stock an einen Stier, so dass er die Last trägt. Ich werde es einen Pflug nennen.« Er nickte weise. »Und es wird gut sein.«

»Wir werden unsere Arbeit auflisten«, meinte er, als ich das Unkraut im Garten jätete. »Wenn es einmal mehr von uns gibt – ich habe im Gefühl, es wird bald mehr von uns geben!« Er zwinkerte. »Dann tauschen wir unsere Arbeit, das überschüssige Essen und so weiter gegen einen ebenbürtigen Gegenstand ein, der symbolhaft für ihren Wert steht. Ich werde es *Geld* nennen ...«

»Und es wird gut sein?«

»Unterbrich mich nicht, Lilith. Ich rede.«

Verärgert lief er über die Wiese. »Wir brauchen Maßeinheiten für das Geld. Wir werden seinen Wert in feuchten Ton prägen, und die Prägung wird eine Bedeutung haben. Ist der Ton gebrannt, bleibt die Prägung für immer, als wäre sie in Stein gemeißelt.«

»So etwa?«

Ich zeigte ihm die Kerben, die ich in den Rippenknochen einer Ziege geschnitzt hatte. Meinen Kalender, in dem ich das Wachsen und Schwinden des Mondes und auch das ihn begleitende Kommen und Gehen meines Blutes notierte.

»Nein, so nicht. Nein, so überhaupt nicht.« Er runzelte die Stirn. »Ich werde *meine* Prägungen *Schrift* nennen.«

Er war unzufrieden mit dem Ertrag, der uns blieb. Wir müssten mehr haben. Also experimentierte er und kreuzte die verschiedenen Bäume in unserem Garten, um eine neue Frucht hervorzubringen. Nachdem er beobachtet hatte, wie sich die Geschöpfe unter unserer Obhut vermehrten, tat er das Gleiche mit den Nutztieren.

»Wir bauen Zäune«, sinnierte er. »Ich trenne die Widder von den Mutterschafen und die Eber von den Sauen. Ich erlaube dem Widder, das Schaf zu erkennen, und dem Eber, die

Sau zu erkennen, wenn ich will, dass sie sich paaren. Auf diese Weise werde ich mehr Widder und Schafe und Eber und Sauen hervorbringen, als wir brauchen.«

Das waren schöne Pläne. Ich bewunderte seinen Ehrgeiz.

Aber sie veränderten uns. Es genügte ihm nicht mehr, dass wir ausreichend zum Leben hatten. Immer wollte er mehr. Immer wollte er kontrollieren.

Mit den Zeichen auf seinen Schrifttafeln wurde er das Gesetz.

»Sieh hier.« Er deutete auf seine rätselhaften Keilformen und Pfeile. »So muss es sein.«

Ich konnte dem nicht widersprechen, denn er hatte mich in die Bedeutung seiner Zeichen nicht eingeweiht. Mir erschienen sie wie die Fußspuren eines Spatzen, der auf der Suche nach einem Wurm über den Ton gehüpft war.

Er wurde zum Besitzer dieser Neuerungen: Er war für sie zuständig und zog auch den größten Nutzen daraus. Als er unsere Arbeit aufschlüsselte und ihr einen Wert seines Geldes beimaß, stufte er seine Arbeit als verdienstvoller und notwendiger ein als meine.

In heutigen Zeiten würde man ihn einen Strategie-Manager nennen. Das passte zu ihm. Die wissend hochgezogene Augenbraue. Das entschlossene Verschränken der starken Arme. Die Art, wie er nickte, wenn er seine Erlasse und Befehle ausgab. Darin war er gut.

Sein letzter Plan war ausschlaggebend. Der Kipppunkt. Er sollte die Welt verändern.

»Wenn es einmal mehr von uns gibt«, begann er eines Tages – er war wie besessen von diesem mehr von uns, obwohl ich mir unsicher war, wo sie denn seiner Ansicht nach herkämen –, »werden wir uns vor den anderen schützen müssen.«

Er zog zwei kleine harte Steine hervor: einen rötlich brau-

nen und einen grauen, die er aus dem Flussbett geborgen hatte. »Wir schmelzen diese Metalle. Wenn sie sich verbinden, entsteht eine härtere, stärkere Materie, aus der wir Schwerter, Messer, Äxte und so weiter herstellen werden.«

»Wie wirst du dieses neue Material nennen?«, fragte ich ihn, um mich zu amüsieren.

»Bronze«, antwortete er, ohne zu lächeln. »Natürlich werde ich diese Waffen schmieden, denn ich bin größer und stärker als du, und ich werde dich vor Unheil beschützen.«

»Natürlich.«

Es erschien einleuchtend – anfangs. Was auch immer ihn glücklich machte.

Ich brauchte keine Waffen. Sollte er doch sein Schwert und den Pflug haben, seine Schrifttafeln und das Geld. Ich kümmerte mich nicht um die Zukunft. Verwurzelt im Kreislauf unseres Alltagslebens, lebte ich glücklich im Hier und Jetzt. Ich pflegte meine Rosen, sorgte für die Tiere, holte das Getreide ein. Ich stellte Tontöpfe her, um unsere Nahrung darin zu lagern. Ich machte Musik, um den Rhythmus unseres Lebens zu feiern. Ich schlug die Trommel, um den neuen Mond zu begrüßen. Ich tanzte zu meinem Vergnügen.

Eines Tages, so hatte man mir versichert, würde ich die Mutter der gesamten Menschheit sein. Alles zu seiner Zeit.

Ich hatte keine Eile. Ich hatte meine Bestimmung: das Geheimnis, das allein mir anvertraut war. Diese Gabe war edler als Rubine; besser als Gold. Ich hegte und nährte sie in meinem Bauch, denn sie gehörte mir, die Gabe unserer Heiligen Mutter ausschließlich für mich, die erste Frau.

Ich hatte auch nichts gegen seine Fortschrittsmanie, denn ich liebte ihn. Und nach dem Schmelzen und Schmieden, dem Ernten und Mahlen, dem Worfeln und Walken, dem Backen und Abkühlen, der Musik und dem Tanz trafen wir uns unter dem Baum – unter dem, von dem wir nicht essen durften –

und wälzten uns im Moos und lachten und küssten uns, und bei allem, was geweiht und heilig ist, durchpflügte er mich wie ein Gerstenfeld, und es war *sehr* gut.

ICH BIN DEIN HERR!

DER TAG, AN DEM SICH ALLES veränderte, verlief so:

Wir waren am Teich. Die Sonne brannte gleißend hell vom Himmel. Der Wasserfall wirbelte kleine Wellen auf, deren Kämme golden wie Nektar aufblitzten. Wir lagen auf einem sonnengewärmten Stein und atmeten den berückenden Duft der Myrte ein.

Welche Pracht doch unseren Garten erfüllte. All das war wohlgefällig fürs Auge und gut für unsere Kost. Knackige rosige Äpfel und blutrote Orangen. Zitronen so dick wie Wachteln, die vom Zweig fielen, wenn man sie nur ansah. Walnüsse und Birnen, überreife Feigen, Mandeln und Oliven. Granatäpfel mit juwelengleichen Kernen und herb schmeckende Quitten. Alles hatte immerzu Saison, kein Baum war jemals kahl. Jederzeit der süße, zu Kopf steigende Blütenduft, selbst wenn es Früchte gab.

Wenn ich nun darüber nachdenke: Es wuchs nichts. Die Früchte waren einfach da, eine jede reif zum Pflücken.

Ich wusste nicht, dass das nicht normal war. Wie hätte ich es auch wissen können?

Hinter den Obstgärten lagen die Getreidefelder: die goldene Gerste und der wogende Weizen. Adams Bewässerung, seine Wasserbecken, Wälle, Zapfstellen und Dämme durchzogen sie und brachten ihnen das lebenspendende Wasser von den vier Flüssen, die unser Paradies umgrenzten. Die brusthohen Ähren neigten sich sanft im Wind. Immer vollends reif. Ewig bereit, geerntet zu werden. Seit der ersten Pflanzung hatten wir nie mehr neu gesät.

Unsere solide Hütte, aus Stämmen und Ästen hoher Zedern und anmutiger Pinien, mit ihrem Dach aus Dattelpalmwedeln bot Ausblick über die Felder. Daneben mein Rosengarten. Der süße Duft begrüßte mich jeden Morgen und ließ mich abends freudig in den Schlaf sinken.

Die Tiere kamen an den Teich, um zu trinken. Dank Adams Zuchtverfahren hatten wir damals viele Widder und Schafe, Eber und Sauen. Kräftige Stiere und sanftäugige Kühe. Bärtige Ziegen. Prallbrüstige Enten, Federvieh aller Art. Wir betrachteten sie, und sie waren gut.

Die Luft war hitzeschwer wie Honig. Die Lilien wiegten sich im seichten Wind. Die Sonne brannte auf das glitzernde Wasser herab und spiegelte sich im saphirblauen Himmel.

Adam drehte sich mit vor Begehren feuchten Lippen zu mir. Er drückte meine Hand auf sein schwellendes Glied, das sich lebhaft und kraftvoll reckte. Ich stieg auf ihn und krallte meine Finger in sein schwarz gelocktes Brusthaar.

»Nein.« Er flüsterte nur. »Du liegst unter mir.«

»Ich will nicht unter dir liegen.« Ich senkte die Hüften, umschlang ihn tief in meinem Inneren, um ihm zu zeigen, was ich wollte. Ich zeigte es ihm ziemlich gut.

Er stöhnte lustvoll auf, dann stieß er mich wieder weg.

»Ich sagte, du liegst unter mir!«

»Nein! Du liegst unter mir!«

Ich dachte, er scherze. Und wahrhaftig war ich sehr zufrieden, wo ich war, ganz erfüllt mit der Freude an ihm. Aber seine Augen lächelten nicht.

»Ich bin dein Herr, und du sollst unter mir liegen!«

»Mein was bist du?« Ich lachte und spürte, dass er wie eine Dörrpflaume zusammenschrumpelte.

O, nun war er wütend. »Ich bin dein Meister!«

Ich rollte mich neben ihn und schloss wegen der grellen Sonne ein Auge. Herr und Meister, na so was!

»Du und ich, wir sind zusammen erschaffen worden, und ich bin dir ebenbürtig.«

Ich streichelte seine breite Brust und küsste seinen pflaumenroten Mund. Er beruhigte sich. »Und da ich gerade dabei bin«, ich legte meinen Kopf in die Mulde seiner Schulter, »ich habe sie satt, deine Erlasse und Befehle, deinen Eifer, alles zu verbessern. Lass uns doch zurückkehren zu dem, wie es vorher war. Lass uns wieder in Harmonie zusammen leben und arbeiten.«

Er presste meine Hand zusammen, und mir schwanden die Sinne.

»Sollten wir nicht mehr Zeit für Muße haben? Müssen wir uns denn jeden Tag unter der sengenden Sonne plagen, um mehr Ertrag zu haben, als wir benötigen? Wozu brauchen wir Überschüsse zum Handeln, wozu Geld zum Tauschen? Lass uns ausruhen und an dem erfreuen, was uns gegeben wurde, denn wir sind wirklich gesegnet.«

Er lächelte, und meine Liebe zu ihm ließ mein Herz hüpfen.

»Genauso deine Waffe ...«, ich sah auf das große Bronzeschwert, das neben uns lag. »Ist das wirklich notwendig? Ich bin doch hier die Einzige. Die Tiere sind zahm und folgen uns aufs Wort. Warum trägst du sie?«

Nun, das gefiel ihm nicht. Die Zärtlichkeit floss aus ihm heraus wie das Blut aus einem Opferlamm. Er schlug mit der geballten Faust auf den Stein.

»Frage mich nicht!«, brüllte er. »Sie ist meine Stärke, meine rechte Hand. Ich trage sie, um dich zu beschützen, denn du gehörst mir! Ich schwinge sie, um dich an deine Schwäche zu erinnern!«

Bei diesen Worten erstarrte ich. Warum dachte er, ich gehörte ihm? Warum wollte er, dass ich mich schwach fühlte?

Wie sich herausstellen sollte, war das Schwert, von dem er behauptet hatte, es diene meinem Schutz, keine Verteidigung

gegen das, was mich am tiefsten verletzte. Gegen seinen Körper, den ich so sehr liebte und den er gegen mich einsetzte. Seine eichenstarken Arme drückten mich nieder, und seine zärtlichen Hände zermalmten meine Handgelenke. Er zwang mich unter sich und hielt mich mit seinen Beinen fest, wobei sein Knie die Innenseite meines Schenkels quetschte und sein Fuß meinen Knöchel niederrang. Der harte Stein schmerzte von unten, und er stieß von oben und in meinem Inneren auf mich ein. Er hielt mir den Mund zu, damit ich nicht mehr fluchen konnte, und sah über meinen Kopf hinweg, als wäre ich nicht da. Hatten wir uns einst gegenseitig Freude bereitet, war ich nunmehr lediglich ein Gefäß für seine Begierde. Mit Gewalt hatte er seine Freude an meinem Körper, aber für mich gab es keine Freude an ihm.

War es das wert, Adam? Du nahmst dir gewaltsam, was du stets aus Liebe bekommen hattest. Sie hätte nicht inniger sein können.